

„KAKUMA“ – DAS HEISST „NIRGENDWO“

Die große Dürre vom vergangenen Jahr zwang tausende Menschen zur Flucht. Viele suchten Hilfe in Kenia. Wie geht es jetzt weiter? Im Norden Kenias, an der Grenze zum Südsudan und zu Äthiopien, drängen sich 85 000 Menschen im Flüchtlingslager Kakuma. Manche sind seit zwanzig Jahren dort. Was sie erlebt haben, steht den neuen Flüchtlingen jetzt bevor. Es ist ein Leben, das keines ist. In einer Stadt, die keine sein darf.

EINE REPORTAGE VON **CHRISTIAN SELBHERR** MIT FOTOS VON **JÖRG BÖTHLING**



Nachbarn in der Not:

Das kenianische Volk der Turkana leidet unter der Dürre. Mitten in ihrem Territorium ist das Flüchtlingslager Kakuma entstanden, wo fast jeden Tag neue Flüchtlinge eintreffen – die meisten aus Somalia. Neulinge erhalten eine Zeltplane und einen Bauplatz. Dort sollen sie möglichst schnell ein eigenes Haus bauen.



>> Jeder Mensch hat einen Traum, und manchmal passt der Traum schon auf ein Schild aus Blech. Mit diesem Blech hat Hasan Mohamed die Tür zu seinem Grundstück beschlagen, damit sie ein bisschen stabiler in den Angeln hängt als zuvor. Das Metall hat er aus silbernen Blechbüchsen heraus geschnitten, die regelmäßig verteilt werden im Flüchtlingslager von Kakuma. Büchsen mit vier Litern Speiseöl, verteilt von den Vereinten Nationen. Der Name des Spenders steht in großen blauen Buchstaben darauf: „USA“. So macht Hasan Mohamed schon am Eingang zu seinem Haus deutlich, wohin er gerne gehen würde: nach Amerika. Und vor allem – weg von hier.

Denn er lebt schon viel zu lange im Flüchtlingslager Kakuma, im Norden Kenias. Genau gesagt:

wurden sie weiter geschickt nach Kakuma.

Was erwartet diese so genannten „Hungerflüchtlinge“ nun, nachdem sie es lebend in eines der großen Auffanglager geschafft haben und von den Vereinten Nationen mit Lebensmitteln versorgt werden? Sie können es von Menschen wie Hasan Mohamed erfahren, der das alles schon hinter sich hat. Die Dürre geht, aber die Krise bleibt.

Von knapp 85 000 Bewohnern in Kakuma kommen mindestens 45 000 aus Somalia. Neben Dolo Ado in Äthiopien und dem ostkenianischen Dadaab, dem größten Flüchtlingslager der Welt, ist Kakuma heute der wichtigste Zufluchtsort für somalische Flüchtlinge.

Mütter hoben Kinder hoch und riefen: „Nehmt sie mit“

Entstanden ist Kakuma aber wegen einer anderen Krise: Anfang der 90er-Jahre flohen tausende Menschen aus dem Sudan nach Äthiopien und Kenia. Sie wollten dem Bürgerkrieg mit seinen umherziehenden Rebellenbanden entkommen. Oft wochenlang irrten sie durch Dschungel und Wüste, campierten hier und da, bis sie schließlich in der trockenen, unfruchtbaren Gegend westlich des Turkana-Sees strandeten. Das Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen (UNHCR) errichtete ein Auffangzentrum für sie: Kakuma. In der Swahili-Sprache heißt das soviel wie „Nirgendwo“.

Manche Sudanesen kamen nicht zu Fuß. Sondern per Flugzeug. So wie Abdalla Chochombe. „Ich war noch ziemlich klein“, erinnert sich der heute 24-Jährige. Mit ein paar Nachbarsjungen sollte er Ziegen und Schafe hüten. Da kamen Flugzeuge der UNO. „Wir wussten: sie bringen uns Essen, deshalb liefen wir hin. Als



Abhängig von fremder Hilfe:

Die Vereinten Nationen versorgen die Flüchtlinge zwei Mal pro Monat mit Nahrungsmitteln.



Aus dem provisorischen Lager ist im Lauf der Jahre eine kleine Stadt geworden. Zelte und Notunterkünfte wachsen zu Hütten und Häusern heran; es hat sich ein reger Handel entwickelt. Viele Flüchtlinge betreiben inzwischen kleine Geschäfte. Die einheimischen Turkana gehen im Lager ein und aus. Man erkennt sie am bunten Halschmuck und den gemusterten Stoffhängen. Sie beliefern die Flüchtlinge unter anderem mit Feuerholz und nehmen Geld dafür.



die Flugzeuge leer waren, nahmen uns unsere Mütter in die Arme, hoben uns hoch, und riefen den UNO-Leuten zu: „Nehmt unsere Kinder mit! Nehmt sie mit!“ Eine Geschichte, wie sie schon in dem einen oder anderen Afrikathriller im Kino gezeigt wurde - „Aber so war es“, sagt Abdalla Chochombe.

Jetzt teilt er sich mit sieben Freunden ein kleines Lehmhaus in Kakuma und sortiert sein Leben, Tag für Tag. Auch er hat einen Traum, und der klebt bei ihm an der Wand. Ein Poster, das einen elegant gekleideten afrikanischen Geschäftsmann zeigt. In blauem, kurzärmeligem Hemd, mit perfekt sitzender Krawatte und einer Aktentasche unter dem Arm. Das Plakat stammt von einer Hilfsorganisation und soll eigentlich eine Warnung sein. Es zeigt noch ein zweites Bild: der gleiche junge Mann, völlig verdrückt am Boden kniend, wie er in einem düsteren Keller den Boden wischt. Das Plakat soll vor Menschenhändlern warnen, nach dem Motto: „Pass auf, mit wem du dich einlässt. Sie versprechen dir Ruhm und Reichtum, aber am Ende musst du den Keller schrubben.“

Jeder andere Ort wäre besser als dieser hier

Aber der junge Abdalla schaut auf das zweite Bild und sagt: „Egal. Selbst so ein Job wäre besser, als unser Leben hier.“ Doch so leicht kommt man von hier nicht weg. Verlassen darf das Lager nur, wer eine Reisegenehmigung der kenianischen Regierung vorweisen kann. Und legal arbeiten dürfen Flüchtlinge sowieso nicht. In den großen Städten wie Nairobi und Mombasa gibt es außerdem kaum staatliche Hilfen für Flüchtlinge. Das zuständige Ministerium weist Hilfesuchende an, sich möglichst schnell in den Lagern Dadaab und Kakuma zu melden. „Nur dort erhalten Sie kostenlose Lebensmittel

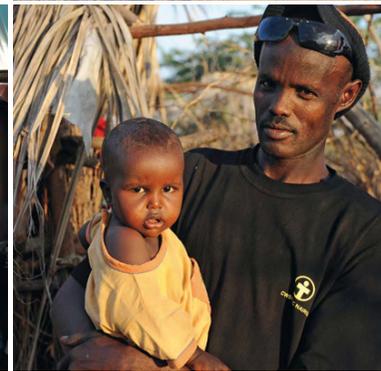
und Gesundheitsversorgung“, erklärt ihnen das Ministerium.

Auch wenn die Grundversorgung mit Lebensmitteln nichts kostet: „Geld ist unser größtes Problem“, sagt der junge Sudanese. Das Geld, nicht der Hunger. Wer seine dürftige Zeltplane, die er bei der

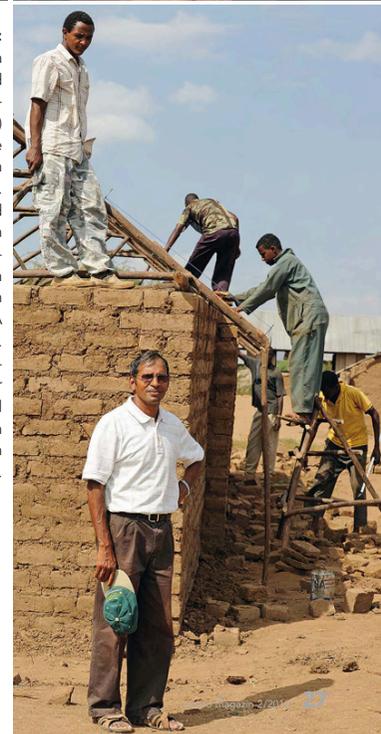


Ankunft von der UNO erhalten hat, in ein kleines Haus verwandeln will, braucht Werkzeug, Lehmziegel, Holz für den Dachstuhl, Blech für das Dach. Das kostet. Ein neues T-Shirt, oder ein Telefonat nach Hause ebenfalls.

Deshalb muss jeder Flüchtling versuchen, Geld zu verdienen. Die einen fahren zum Beispiel „Boda-Boda“, das heißt: sie bieten ein Fahrrad-Taxi an, mit dem sie Flüchtlinge vom einen Teil des Lagers zum anderen bringen. Kakuma ist weitläufig: es erstreckt sich auf über 25 Quadratkilometer. Andere treiben Handel mit einheimischen Kenianern. Es ist die Volksgruppe der Turkana, die als Halbnomaden in dem Gebiet leben, und das Camp zum Beispiel mit Brennholz beliefern. Seit man in ihrem Territorium Flüchtlinge angesiedelt hat, versuchen sie, sich damit zu arrangieren. Lange Zeit waren sie verbittert. Eine Turkana-Frau sagt: „Immer werden zuerst die Flüchtlinge versorgt. Und nur manchmal denken die Leute auch an

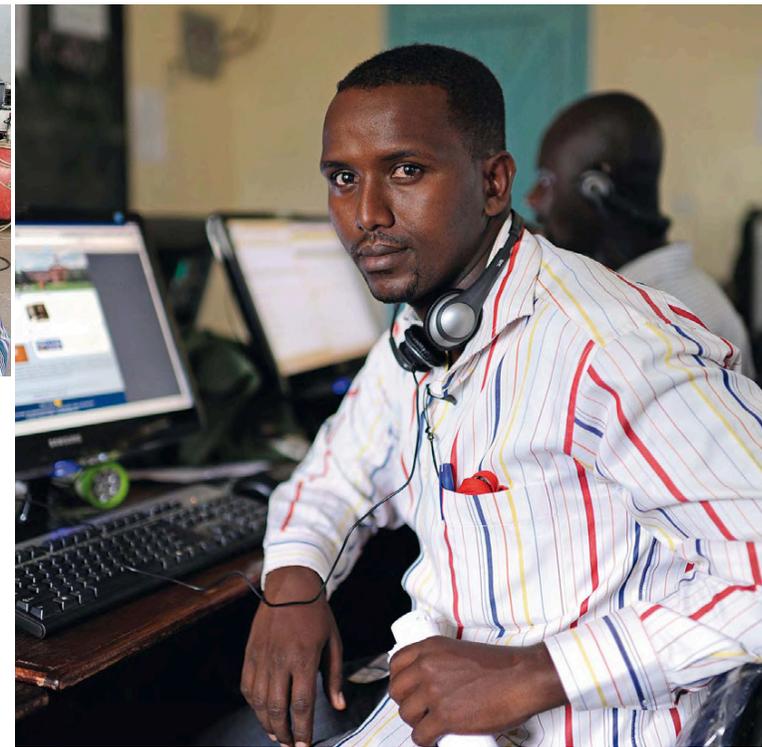


Im Wartesaal: Abdalla Chochombe und sein Freund Abraham (linkes Bild) würden gerne zurück in den Sudan gehen. Hasan Mohamed hält seinen Sohn im Arm. Der 35-Jährige hat sich um ein Visum für die USA beworben. Unten: Der indische Salesianer Luke Mulajyikal leitet die Don Bosco Mission in Kakuma.





In den Werkstätten der Salesianer
Don Boscos erlernen junge Flüchtlinge einen Handwerksberuf – zum Beispiel Schweißer, Sekretärin oder Mechaniker. Der Flüchtlingsdienst der Jesuiten bietet unter anderem ein Fernstudium am Computer an. Studenten wie dieser junge Mann aus Somalia (r.) sind mit einer Jesuiten-Universität in den USA vernetzt. Jalia Magezi aus Uganda (u.) muss sich vor der Familie ihres Mannes verstecken – sie will ihr das Kind wegnehmen.



uns.“ Denn den Turkana geht es kaum besser, ihr Land ist karg, das Vieh ist mager. So kommt es oft zum Streit um knappe Ressourcen, wie Feuerholz und Wasser. Erst seit kurzem profitieren auch die Turkana von Lebensmittellieferungen und dürfen ihre Kinder auch in die Flüchtlingslagern schicken. In den Schulen im Lager arbeiten kaum kenianische Lehrer, obwohl das Kultusministerium in Nairobi den Schulbetrieb regelt. Die meisten Lehrkräfte sind selber Flüchtlinge, von denen die wenigsten eine Ausbildung als Lehrer haben. Aber für ein paar Schilling übernehmen sie den Job.

Der älteste Teil des Lagers wird Kakuma I genannt. Hier liegt sozusagen das Geschäftszentrum, manche nennen es „Little Bagdad“, wegen der vielen islamischen Händler aus Somalia und Äthiopiern, die hier kleine Läden betreiben – vom Friseur bis zum Kiosk. Auch

einen schwunghaften Drogenhandel soll es geben. Einige Männer, die als Flüchtlinge anfangen, sind steinreich geworden. Der Chef von „Franco's Hotel“, einem äthiopischen Treffpunkt, lebt jetzt in den USA und besitzt dort angeblich mehrere Restaurants.

Es ist der Äthiopier Yihun Tamiru, der davon erzählt, und auch er selbst versucht auf diese Weise sein Glück. Zusammen mit seiner Frau Hiwot hat der 29-Jährige mitten im Flüchtlingslager einen Imbiss eröffnet. Denn auch im Flüchtlingslager wird geheiratet, es werden Kinder getauft, und alte Menschen sterben. Trotz der Sorge ums tägliche Überleben – besondere Ereignisse, ob traurig oder freudig, müssen gewürdigt werden. Was wäre das denn sonst für ein Leben? Wenn sich also eine Gruppe ankündigt, dann organisiert Yihun die Zutaten – Reis, Rindfleisch, Gemüse, und mietet im Laden neben-

an ein paar Plastikstühle. Seine junge Frau Hiwot kocht und röstet äthiopische Kaffeebohnen.

Hiwot hat Angst, denn sie ist Christin geworden

Doch das junge Paar hat Angst. Denn der Grund, warum sie überhaupt erst geflohen sind, verfolgt sie bis hierher. „Ich kann nicht allein aus dem Haus gehen“, sagt Hiwot. Sie wurde als Muslimin geboren, doch ihr Mann ist orthodoxer Christ. Sie trafen sich auf der Universität, lernten sich kennen, wollten heiraten. Hiwot trat zum Christentum über – für ihren Familienclan eine schwere Sünde. Auch unter den anderen Flüchtlingen gehören einige zu diesem Clan. Schon mehrmals hätten sie gesagt: „Wir kriegen euch!“ Während Hiwot Kaffee in die Tasse gießt, sagt sie: „Aber wenn man wegen der Liebe leiden muss, weiß man erst, was Liebe heißt.“



Frauen sind am meisten gefährdet. Im Schutz der Anonymität berichten sie davon, wie sie manche Wege nur unter großer Angst zurücklegen können, es gibt unzählige Geschichten von Überfällen, Vergewaltigungen, Morden. Kakuma ist ein Ort der Gewalt und des Verbrechens, nur vordergründig gesichert durch die kenianische Polizei. „Aber die Polizisten sind selber die schlimmsten“, sagt ein Flüchtling. „Wenn sie Lust haben, verprügeln und beklaunen sie uns.“

Doch es gibt Ausnahmen. Hassan Mohamed, der auf das USA-Visum hofft, und seine Frau Halima hat das Dasein als Flüchtlinge überhaupt erst zusammengebracht. „Zu Hause in Somalia wären wir uns nie begegnet.“ Jetzt haben sie einen kleinen Sohn, Yusuf. Er ist gerade ein Jahr alt geworden. „Andere Väter bringen ihren Söhnen das Schießen bei. Mein Sohn soll lieber Schweißen lernen.“ Wäh-



Hiwot Dire (l.) und Yihun Tamiru aus Äthiopien:
„Wenn man wegen der Liebe leiden muss, weiß man erst, was Liebe heißt.“



„Wir standen schon so oft auf der Liste und jedes Mal wurde unser Name wieder gestrichen“, sagt Halima. Sie wartet weiter auf das Visum für die USA (o.). Die meisten Lehrkräfte haben keine richtige Ausbildung – sie sind selber Flüchtlinge, wie dieser Mann aus dem Kongo (l.).

rend Hasan seinen Traum von der Reise nach Amerika noch einmal wiederholt, hört seine Frau Halima skeptisch zu. „Ich habe die Hoffnung aufgegeben“, sagt sie. Sie spricht kaum Englisch und ahnt wohl selbst, dass das in Amerika zum Problem werden könnte. „Unsere Namen standen doch schon so oft auf der Liste“, sagt sie, „und jedes Mal wurden wir am Ende wieder gestrichen.“ Wie kann das sein?

Kakuma bleibt für immer

„Korruption“, sagt einer, der anonym bleiben will. „Nur, wer den Mitarbeitern der Auswandererbehörde Geld gibt, kommt auf die Liste.“ Wenn Hasan Mohamed nicht genug Bestechungsgeld hat und ehrlich bleiben will, muss er warten. Wie seit 20 Jahren. In den vergangenen zwei Jahrzehnten ist aus dem Flüchtlingslager eine eigene kleine Stadt geworden.

Obwohl das niemand offen zugeben mag. Die eigentliche Stadt, „Kakuma Town“, liegt auf der anderen Seite des Flusses, und da soll sie auch bleiben, während das „Camp“ offiziell immer noch als Provisorium gilt, und irgendwann auch einmal wieder verschwinden soll.

Doch das ist unwahrscheinlich. Warum sollten Hasan Mohamed, seine Frau Halima und all die anderen 45 000 Somalier wieder zurück nach Mogadishu gehen – wenn dort noch immer Bürgerkrieg herrscht? Warum sollten Abdalla Chochombe und seine Freunde in die Nuberge zurückkehren, solange der Nordsudan das umstrittene Grenzgebiet regelmäßig bombardiert? Und weshalb sollte sich das christlich-muslimische Ehepaar Yihun und Hiwot wieder nach Äthiopien

aufmachen, ausgerechnet jetzt, da sie sich in Kakuma mit ihrem äthiopischen Essen eine kleine Existenz aufgebaut haben?

Solange die Krisenregion Ostafrika nicht zur Ruhe kommt, wird es Lager wie Kakuma geben, und die Menschen werden auf Hilfe angewiesen sein. Das sehen die Vereinten Nationen genauso. Deren Flüchtlingshilfswerk UNHCR hat gerade ein neues Strategiepapier herausgegeben. Demnach muss man damit rechnen, dass etwa der Flüchtlingsstrom aus Somalia nicht abflaut, sondern sogar noch größer wird. Bis 2013 erwartet das UNHCR rund 300 000 Neuankommlinge. So viele Menschen mit Geschichten von Hunger, Flucht und Vertreibung. Und so viele Träume, die auf ihre Erfüllung warten. <<



missio hilfe

Es war die schlimmste Dürre in Ostafrika seit 60 Jahren, die die Region im vergangenen Jahr heimsuchte. Mehr als 13 Millionen Menschen waren betroffen. Besonders schlimm war die Lage in Somalia, weil dort seit 20 Jahren Krieg herrscht und die Menschen von der Versorgung abgeschnitten sind. Tausende flohen ins Nachbarland Kenia, viele starben auf dem Weg. Insgesamt leben in Kenia derzeit 840 000 Flüchtlinge aus den Nachbarländern. Auch in Kenia selbst litt ein großer Teil der ländlichen Bevölkerung unter der Trockenheit. Zudem herrscht in Großstädten und in den Auffanglagern Angst vor terroristischen Anschlägen durch die islamistische „al-Shabaab“-Miliz. Ende Oktober 2011 begann Kenia eine Militäroperation und drang in Somalia ein, um die al Shabaab zu besiegen. Die Notlage weckte große Hilfsbereitschaft auf der ganzen Welt. Auch missio konnte eine ganze Reihe von Projekten finanzieren. Gemeinsam mit der Aktion „Sternstunden“ des Bayerischen Rundfunks hilft missio zum Beispiel den Salesianern Don Boscos. Die Salesianer sind im kenianischen Camp Kakuma tätig, sowie in den Orten Korr (Diözese Marsabit) und Nzaikoni (bei Nairobi). Sie kümmern sich vor allem um Jugendliche. Auch der Flüchtlingsdienst der Jesuiten („Jesuit Refugee Service-JRS“) leistet Hilfe in Kakuma, Dadaab und Dolo Ado. Der JRS unterstützt Schulen, bildet Helfer aus und steht den Menschen bei der Traumabewältigung bei. JRS-Ostafrika-Direktor Frido Pflüger, ein langjähriger missio-Partner, berichtet: „Niemand weiß, ob und wann die Flüchtlinge in ihre Heimat zurückkehren können. Deshalb ist neben der Notversorgung jetzt langfristige Hilfe nötig.“

